



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 49.]

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

[1876

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Im Banne Mammons.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des folgenden Tages sah der Himmel trübe und verdrossen auf das Häusermeer der Kaiserstadt herab. Aus der Ferne blickte mürrisch der dicke Thurm des Schlosses herüber, und große Schneeflocken taumelten am Fenster vorbei. Johannes Sollmans sah das alles, — er wußte kaum, daß er's sah. Es gibt ja Stunden, wo der Zustand um uns her dem Herzen wie der nothwendige Ausdruck der eigenen Stimmung erscheint, sei es, daß der Lenz um uns lacht und seine Blumen streut und süße Däfte spendet, wenn der Liebe selige Wonnen unser Herz durchbeben, — sei es, daß der Sturmwind über die Felder weht, wenn wir alles verloren und begraben, — sei es, wie jetzt, daß die Flocken langsam und athemlos nieder sinken, wenn starrte Schwermuth alle Sinne umwoben hat, und trübe, todestraurige Gedanken in wirrer Unordnung unser Hirn durchkreuzen.

Solche trübe, todestraurige Gedanken zogen jetzt durch die Seele des Baumeisters; kein fester Wille regelte ihren Zug, — sie taumelten hin und her wie die Schneeflocken draußen. — Die Nacht vorher war es anders gewesen. Die in tausendfachem Echo das ganze Wesen des unglücklichen Johannes durchbehebenden Worte: „Sie ist schuldig, sie ist schuldig!“ trieben in rasendem Tanz alle Gedanken durcheinander — bis sie nur noch matt und ohnmächtig hin und her schwankten.

So saß er denn nun, der arme Enttäuschte, den Kopf in beide Hände gestützt, regungslos, manchmal nur leise schluchzend, die starren Blicke auf die nieder sinkenden Flocken gerichtet. Es beherrschte ihn völlig jenes Gefühl, in welchem ein Zustand erwächst, der dem Wahnsinn nahe verwandt ist. Dieser, durch grenzenlose Abspannung und Müdigkeit noch gesteigerte Zustand war bei Johannes hervorgegangen aus gekränktem Stolz und aus heftigem Zorn darüber, daß man der Wahrheit in's Gesicht geschlagen, daß man sein Herz getäuscht, — daß auch sie es gethan, auch sie. — Jene weiche Behmuth, welche immer das Herz beschleicht, wenn wir ein höchstes, reinstes Glück verloren, mußte mehr und mehr zurücktreten vor diesem Gefühl gekränkten Stolzes.

So kam es, daß jetzt einer jener besonders hervorblickenden Gedanken Johannes die Feder ergreifen ließ:

„An die erlauchteste Gräfin . . .“

Seltene Worte, wie sie der Wahnsinn spricht, standen auf dem Papier, als sich die Thüre öffnete und über die Schulter des Unglücklichen hin sich eine Hand streckte, um das weiße Blatt wegzureißen, darauf Johannes eben geschrieben.

„Willst du schreiben? — Was willst du thun?“ rief mit vor Angst bebender Stimme der hereingetretene Sigismund Hagen, als er Johannes noch in der Kleidung von gestern fand und das Geschriebene zu lesen begann. „Was willst du thun?“

Wie von einem Schläge getroffen, sprang Johannes auf; — der Mann mit den verfürten Zügen, mit den zitternden Händen, mit dem gebrochenen Willen: das war nicht mehr der Baumeister Johannes Sollmans.

„Was ich thun will? — Alles will ich ihr sagen, der Heuchlerin, der Treulosen, — ihr fluchen, — sie aus seinen Armen reißen!“ — — —

Und er ballte die Fäuste und rollte die Augen.

„Johannes, mäßige dich! Komme zu dir selbst!“

„Aus seinen Armen will ich sie reißen!“ klang es noch einmal aus dem Munde des Unglücklichen, — dann hatte ihn Sigismund in die Ecke des Sophas gelehnt. Aufregung und Müdigkeit hatten das Wesen des sonst so Willensstarken aus allen Fugen gebracht; manchmal noch zusammenzuckend, lag er mit geschlossenen Augen da. —

### Sechstes Kapitel.

Man hätte es nicht glauben sollen, aber wirklich, der Baumeister Johannes Sollmans hatte all' seine bisherige Thatkraft verloren. Die großen Aufregungen, welche die letzte Zeit für ihn gebracht, hatten sein ganzes Nervensystem erschüttert; eine theilnahmlose Müdigkeit überkam ihn. Er überschritt kaum noch die Schwelle des Hauses, denn das Geräusch der Straßen war ihm unerträglich. Gleichwohl bedurfte er der Unterhaltung und Zerstreuung mehr als zu jeder andern Zeit.

Unter diesen Umständen kam es Sigismund in den Sinn, dem Freunde vorzuschlagen, ihn für einige Wochen nach dem Wohnorte seiner Eltern, in seine kleine Vaterstadt, zu begleiten.



Nur zögernd willigte Johannes ein; er war schwer aus seinem trägen Dahinbrüten zu erwecken, er schien für nichts mehr Interesse zu haben.

Endlich befanden sich die Beiden auf der Reise, — ob sie wohl etwas frömmte? —

Es gibt für unglückliche, vom Elend niedergebückte Menschen kein besseres Heilmittel, als wenn etwas wieder ihr ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen vermag.

Aber wo in aller Welt, wird man fragen, sollte in dem Städtchen, welches das Reiseziel der Freunde gewesen, der Gegenstand sein, der alle Gedanken Johannes' von dem Vergangenen abziehen und nur allein auf sich lenken konnte? —

O, dieser Gegenstand, wenn man von einem solchen reden darf, war schon lange vorhanden; es bedurfte eben grade der kleinen Stadt, um ihn dem unglücklichen Johannes recht zum Bewußtsein zu bringen. —

Es ist ein eigenes Leben in manchen kleinen Städten. Man beschränkt sich daselbst meist auf die Beobachtung der allergehörlichsten und geringfügigsten Dinge. Die Philister rauchen ihren Tabak und lassen es sich sehr angelegen sein, die „Prise“ zu prüfen, welche Gevatter Kunz aus seiner Dose präsentirt. Der „Stat“ bildet ein Hauptthema der Kneipenunterhaltung, und wenn Nachbar Hinz einmal einen besonders bemerkenswerthen „Grand“ oder „Solo“ gespielt hat, so kann man noch ein halbes Jahr später davon erzählen hören. Neben diesem erfordert es natürlich noch ein außerordentliches Augenmerk, ob dieser oder jener Krämer gute Häringe verkauft, ob der Bauer Klaus mit seinem neuen „Fuchs“ ein gutes Geschäft gemacht hat, und ob es sich ziemt, daß der Bürgermeister hohe Reitstiefeln trägt. Ferner ist es höchst wichtig, zu entscheiden, ob der Student Winkelmeyer, als ein Mensch, „der Schule genossen hat,“ sich unterstehen darf, die hübsche Olga Wangersdorf, seine Jugendfreundin, nach Hause zu begleiten.

Für diejenigen Leute, welche in ihrem Leben noch nicht aus den engen Straßen des Vaterstädtchens oder über die nächste Dorfschenke hinausgekommen sind, oder die, falls sie auf der „Wanderschaft“ gewesen, doch, zurückgekehrt, bald wieder ganz im Spießbürgerthum aufgegangen sind, für diese Leute hat alles Außerliche das meiste Interesse, und in ihrer unglaublichen Kurzsichtigkeit lassen sie nicht selten ihr Urtheil nur durch dieses beeinflussen. So stecken sich zum Beispiel alle Köpfe zum Fenster heraus, wenn der Werkmeister Stelzhohn am Sonntag im Cylinderhut zum Frühlingschoppen geht, und die ganze Stadt ist für viele Monate mit Unterhaltungsstoff versehen, wenn „der neue Doktor“ eine halbwegs „reiche Frau“ heirathet. Diejenigen, welche sich stolz von den „gewöhnlichen“ Menschen abwenden und grade dadurch einen so geringen Beweis von wahrhafter Bildung geben, werden in ihrem lächerlichen Dünkel, der in der Regel mit einer mehr als wünschenswerthen Dosis von Dummheit gepaart ist, noch bekräftigt, wenn man demüthig den Hut vor ihnen zieht und sie mit allen ihren mehr oder minder respektablen Titeln in größerer oder geringerer Heuchelei anredet. Aus demselben Grunde darf irgend-ein herzugelaufener Dummkopf oder „Schwindelfrig“ seinen eleganten Ueberrock noch einmal so vornehm nachlässig über die Schultern werfen und den „Pince-nez“ („Klemmer“) auf die Nase setzen, wenn er stolzen Schrittes durch die Straßen geht: er ist ein Fremder, er muß etwas ganz Besonderes sein, und nicht nur alle Waschweiber kommen sammt dem Barbier nicht eher zur Ruhe, bis sie die ganze Lebensgeschichte des Fremden auswendig wissen, auch alle anderen spießbürgerlichen Gehirnmaschinen arbeiten mit verstärkten Kräften. Die Mädchen des Städtchens aber hat der Ankömmling von vornherein alle auf seiner Seite.

Bist du aber zufällig in einem solchen Städtchen geboren, dann kannst du merken, wie wahr das Wort ist, daß kein Prophet etwas gilt in seinem Vaterlande. Wärest du weise wie Solon und anspruchlos wie Sokrates: du wirst immer bemerken können, wie deine Landsleute dich mit einer gewissen Geringschätzung behandeln, zumal du ja dann das Gebahren um dich her höchst lächerlich, wenn nicht bemitleidenswerth finden mußt. Wenn du freilich den geistreichen Meinungen der ehrsamten Philister nie

etwas entgegenstellst, wenn du diesem oder jenem aufgeblasenen Strohhalm alle möglichen Hochachtungsbeweise gibst: ja, dann ist es etwas Anderes, etwas ganz Anderes! —

Er besaß so tiefe und gründliche Kenntnisse, er hatte schon so viele Erfahrungen gesammelt, seine Gedanken nahmen den erhabensten Flug, und sein geistiger Horizont war der des am höchsten gebildeten Menschen — nach seinem Tode prangte vielleicht sein Name in Erz und Marmor; aber warum blickte nicht das ganze Städtchen voll Hochachtung auf seinen Sohn, auf Sigismund Hagen? —

So fragte sich Johannes sogleich nach dem ersten Abend, den er in der kleinen Stadt verlebte.

Aber warum sollte man mit einem Gefühl des Stolzes auf Den sehen, der vielleicht der Einzige war, um dessen willen man seine Vaterstadt einst in weiteren Kreisen nennen würde?

Sigismund Hagen war ja nur der Sohn des Maurers Berthold Hagen, so dachte der sogenannte vornehme Theil der Bewohner des Städtchens, und dieser Berthold Hagen ist eigentlich ein sehr dummer und unvorsichtiger Mann gewesen, meinten die Philister par excellence, daß er fast sein ganzes Vermögen allein an den jungen Sigismund wendete, indem er ihn auf das Gymnasium und die Hochschule sandte. Sigismund galt in der Meinung der Spießbürger für einen unbescheidenen Sohn, der auf Kosten seiner Geschwister in großen Städten ein vornehmes Leben führte. Die Pflicht liebender und verständnisvoller Eltern, für einen solchen Sohn alles, was nur in ihren Kräften steht, zu opfern, das begriffen diese beschränkten Leute nicht, das kann überhaupt der knappe Verstand eines Philisters nicht begreifen, und Fritz Schwarzwichel, der ein tüchtiger Schulmeister geworden und in gezierter Sprache sein bißchen Wissen, gemischt mit einer milden Sauce frommer Gottesfurcht, den stannenden Spießbürgern aufzutischen weiß, steht in ihren Augen viel höher, als ein genialer Mensch, wie Sigismund Hagen es war. —

Ja, eben dieses Geniale war es, woran man Anstoß nahm; denn was für ein gefährlicher Mensch ist Sigismund Hagen, der Sohn des Maurers!

Denkt euch, er will es gar nicht in der Ordnung finden, daß Schlag zwölf Uhr mittags oder abends nach vollbrachtem Tagewerke ein ganzes Heer abgekehrter Gestalten mit bleichen Gesichtern in zerlumpte Gewänder, blecherne Krüge, in welchen der sogenannte Kaffee zum Frühstück oder Besper gewesen, tragend, aus dem großen Fabrikgebäude nach ärmlichen Wohnungen zurückkehrt, während der Fabrikherr in rasch rollendem Kutschwagen durch die Straßen fährt und Wein trinkt, zu seinem Vergnügen die ganze Jagd der Umgegend pachtet und seine kleinen Buben zu Adjutanten seiner Feuerwehr ernennt, gleichwie ein Kaiser oder ein König den kleinen Prinzen — Ihren Hoheiten, Allerhöchstdenselben! — militärischen Rang verleiht.

Und nun vollends die religiösen Ansichten Sigismund's! Er war in Bezug auf diese in der Meinung der Leute der reine Keger. Freilich, er gehörte nicht zu Denen, die den Namen Gottes fortwährend im Munde führen und dabei nichts weniger als „christlich“ sind, — nicht zu Denen, die jeden Sonntag der konfusen Predigt des Pastors zuhören und eine alte, gichtkranke Schachtel wie eine Louise Lateau verehren,<sup>\*)</sup> die über jeder ihrer Thüren einen frommen Spruch stehen haben, aber trotz alledem recht wacker fluchen und im Leuteverleumben alles Mögliche leisten; er war ein ehrliches Herz und besaß Muth genug, den ganzen alten Humberg, der bisher in der Welt mehr Schlechtes als Gutes geschaffen, und den er nun einmal nicht zu billigen vermochte, mit klarem Verstande abzuschwören. —

Die Leute meinten natürlich, er sei ein Sozialdemokrat, — eine Bezeichnung, auf welche Sigismund nicht wenig stolz war. Er bekannte sich ja auch täglich mehr zu dieser Richtung, umso mehr, da er mit eigenen Augen und Ohren wahrgenommen, wie

<sup>\*)</sup> Diese Worte beruhen auf einer persönlichen Reminiscenz des Verfassers, indem er sich erinnert, daß dies in einer kleinen sächsischen Stadt, woselbst vor kurzem einige fromme (!) Männer auch die „Kirchenbuxe“ wieder einzuführen gedachten, wirklich der Fall ist, — unglücklich, aber wahr! —



man im Parlamentssaale gegen die Vertreter jener oppositionellen Partei verfährt. Er wohnte einer für jeden ehrlichen und vernünftigen Menschen empörenden Reichstagsitzung bei, in welcher man einem, von einem hochgestellten Manne in gradezu niederträchtiger und boshafter Art angegriffenen sozialdemokratischen Abgeordneten nicht das Wort zu seiner Rechtfertigung gab.

In jener Sitzung stieg dem braven Sigismund das Blut in's Hirn, und er wäre lieber hinuntergesprungen von der Zuschauer-Galerie auf die gepolsterten Stühle, um die Herren Mores zu lehren. Ja, seit jener Stunde wurde er Sozialdemokrat, — und die wohlbesoldeten Geheimräthe und Staatsanwälte wundern sich noch, wenn die wahrhaft gebildeten Leute sich in immer größerer Zahl um die Fahne der Sozialdemokratie schaaren!

Von solchen Gefühlen, wie sie das Herz Sigismund's in der innersten Tiefe bewegten, hatten die Philister — und das waren sie im Grunde alle, ob sie im Cylinderhut oder in der Nachtmütze und in der Wolljacke zur Kneipe gingen — keine Ahnung. Ist es doch gradezu unglaublich, welch' geringes Interesse die Bewohner mancher kleinen Städte an dem öffentlichen Leben nehmen, welcher Indifferentismus auf geistigem Gebiete unter ihnen herrscht. Hinterkrähwinkel übertrifft in dieser Beziehung bis auf den heutigen Tag alle seine Schwestern. Wie aber will man dort vollends das Wogen und Fluthen einer Dichterseele, welche Himmel und Erde umspannt, kennen und verstehen? —

Johannes schüttelte ob dieses Zustandes das Haupt. In- wohl, es war eine ganz andere Sphäre, als die der Hauptstadt, welche ihn jetzt umgab. Aus der Residenz, aus dem Mittelpunkt des politischen Lebens kommend, woselbst er jeden Athemzug des Staatskörpers, soweit er dem Nichtdiplomaten überhaupt sichtbar ist, sorgsam belauscht, mußte dies ihm recht klar werden, und zum erstenmal begriff er angesichts dieser Leute, die in äußerster Armuth ein menschenunwürdiges Dasein fristen, oder, ohne Sinn und Verständniß für die menschheitlich bedeutenden Fragen, all' ihre Gedanken von den wichtigsten Dingen gefangen nehmen lassen, — zum erstenmal begriff er da ganz und gar die große Idee aller republikanischen Staaten, in welchen der Einzelne am Großen und Ganzen ein reges Interesse nimmt, — verstand er vollständig das hohe Ziel, welches die Sozialdemokratie sich gesetzt.

Dadurch brachte der Aufenthalt in der Kleinstadt eine so mächtige Wirkung in der Gedankenrichtung des theilnahmslos und müde gewordenen Johannes hervor. War die noch so junge Wunde auch noch keineswegs vernarbt, Johannes brachte doch nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in jenem Städtchen eine ruhigere und frischere Seelenstimmung nach der Residenz zurück.

\* \* \*

Welch' ein Interesse nahm nun Johannes an dem Fortgang des Werkes, welches unter der Feder Sigismund's jeden Tag seiner Vollendung näher kam!

Es waren in hochpoetischer Form Scenen aus der französischen Revolution, an denen Sigismund nun schon seit Monaten mit vollem Fleiß arbeitete — Endlich war es fertig, und das Herz schlug ihm hörbar, als er den großen Brief, wovon er die Arbeit gelegt, mit der Adresse eines unserer berühmtesten Journalisten versehen, in einen Postbriefkasten warf. An eines unserer sogenannten Familienblätter durfte er das Werk nicht senden; denn es war keine Kost für Leute, die ihren Lesern alles in einer lauen, kraftlosen Sauce vorzusetzen pflegen. Darum hatte er es dem Redakteur einer kritisch-belletristischen Zeitschrift geschickt; bei diesem setzte er mehr Verständniß und Fähigkeit voraus, seine philosophische Poesie zu beurtheilen.

Wir wollen die gespannte Erregung nicht zu schildern versuchen, mit welcher Sigismund Nachricht über sein Manuskript erwartete. —

Jener „berühmte“ Journalist, Eduard Wandelstern, war eben aus der Redaktion zurückgekehrt und hatte sich ein Packet der eingelaufenen Briefe zur Durchsicht mit nach Hause genommen. Er warf sich in seinen eleganten Schlafrock und setzte sich be-

haglich in einem rothgepolsterten Fauteuil zurecht. Er wird sich wohl auch eine „Savanna“ angezündet haben, — ich beobachtete das nicht so genau. — Ihm gegenüber am Schreibtisch ließ sein Privatsekretär die Feder hastig über das Papier gleiten, und wartete stets die Worte Wandelstern's ab, um auf's neue einige flüchtige Skizzen auf die in großer Zahl übereinander geschichteten Briefbogen zu werfen.

Jetzt hatte Wandelstern einen großen, dicken Brief in der Hand: „Scenen aus der französischen Revolution von Sigismund Hagen,“ brummte er vor sich hin, nachdem er das Couvert geöffnet und die Bogen entfaltet.

Ein satirisches Lächeln flog über seine Züge, als er einen Blick auf die — wie er sich selbst sagen mußte — schwungvollen Verse dieser freiheitstrunknen Dichtung geworfen.

„Freiheit“, „französische Revolution“ — — das konnten ja nur Ideen sein, die durchaus nicht zu dem heutigen Polizeiregiment passen. — Ja, wenn es ein Ruhmeslied vom „neuen deutschen Reich“ gewesen wäre! Dann würde die Dichtung mit Vergnügen gedruckt worden sein, selbst wenn die Poesie sich als sehr mäßig gezeigt hätte! —

Aber so? — — Was liegt daran, ob diese Poesie von höchstem Werth, — ob dieses Werk vielleicht zu den großartigsten Erzeugnissen des menschlichen Geistes gehört? — —

Darauf Rücksicht zu nehmen, sind wir nicht mehr gewillt, seit die Uniform das Höchste ist, seit auch in der Literatur die Schablone, die einer hohen Regierung wohlgefällige, die kaiserlich deutsche Reichsschablone dominiert. —

Also — „Schreiben Sie: Nicht verwendbar!“ rief Wandelstern seinem Sekretär zu, und im nächsten Augenblick flog es auf das Papier:

„Zu unserm lebhaften Bedauern müssen wir Ihr uns gütigst gesandtes Manuskript Ihnen als für uns nicht verwendbar remittieren. Die Redaktion der ‚Ruhmeshalle‘, Eduard Wandelstern.“

Und es war eine große Auszeichnung, daß Herr Wandelstern direkt antworten ließ, — daß er das Manuskript nicht wie viele andere mit gleichgiltiger Miene in den neben ihm stehenden Papierkorb warf. Er that es wohl auch nur, weil ihn wegen des Umfangs der Arbeit ein „menschlich Rühren“ erfaßte. —

O, alle ihr edlen Geister, die ihr noch redlich denkt und ehrlich fühlt und feurig strebt, was soll sie frommen, die heilige Flamme, die euch durchzuckt, in unsrer Zeit der Mittelmäßigkeit, der Heuchelei und der Lüge? —

Was wirst du sagen, armer Sigismund, wenn du enttäuscht das der Unsterblichkeit werthe Werk von dem „berühmten“ Journalisten, dessen neuestes, höchst erbärmliches Lustspiel eben heute über die Bretter geht, zurückerhältst? —

Wirst du weinen, — wirst du zürnen, — wirst du fluchen? —

Er that nichts von allem, als er mit fliegendem Athem das Couvert geöffnet und dann die wenigen, in glattem kaufmännischem Styl gehaltenen und für ein junges Poetenherz um so schmerzvolleren Worte gelesen.

Dem er wußte ja, daß man einen Redakteur wegen eines in seinem Blatte veröffentlichten, ganz harmlosen Aufsatze, in dem Gotteslästerung enthalten sein sollte, zu Gefängniß verurtheilt, daß man niedere Militärs und Volksschullehrer ihres Amtes entsetzt und bestraft, wenn sie sich nur standesamtlich trauen oder ihre Kinder nur civilrechtlich taufen lassen, und die gesetzlich nicht vorgeschriebenen kirchlichen Formalitäten nicht erfüllen, während man an allen Ecken und Enden von Freiheit des Gewissens, von Licht und Aufklärung trompeten und posaunen läßt, — was darf sich in solcher Zeit ein wahrer Poet wundern, wenn seine nur der Göttin Wahrheit dienende, nur den Eingebungen einer erhabenen Muse lauschende Poesie von einem unserer literarischen Zuschneider, der gar zu gern bei Geheimraths zu Tische sitzt, verworfen wird? —

Das Genie erkennt sich in solchen Stunden der Zurückweisung selbst. —

Armselig Gewürm ihr, die ihr um die Throne der Fürsten schwänzelt, und bei des Kaisers Sorgen euch aufbläht, ihr habt bei all' eurem Schwelgen und Prassen noch nie eine solche Stunde

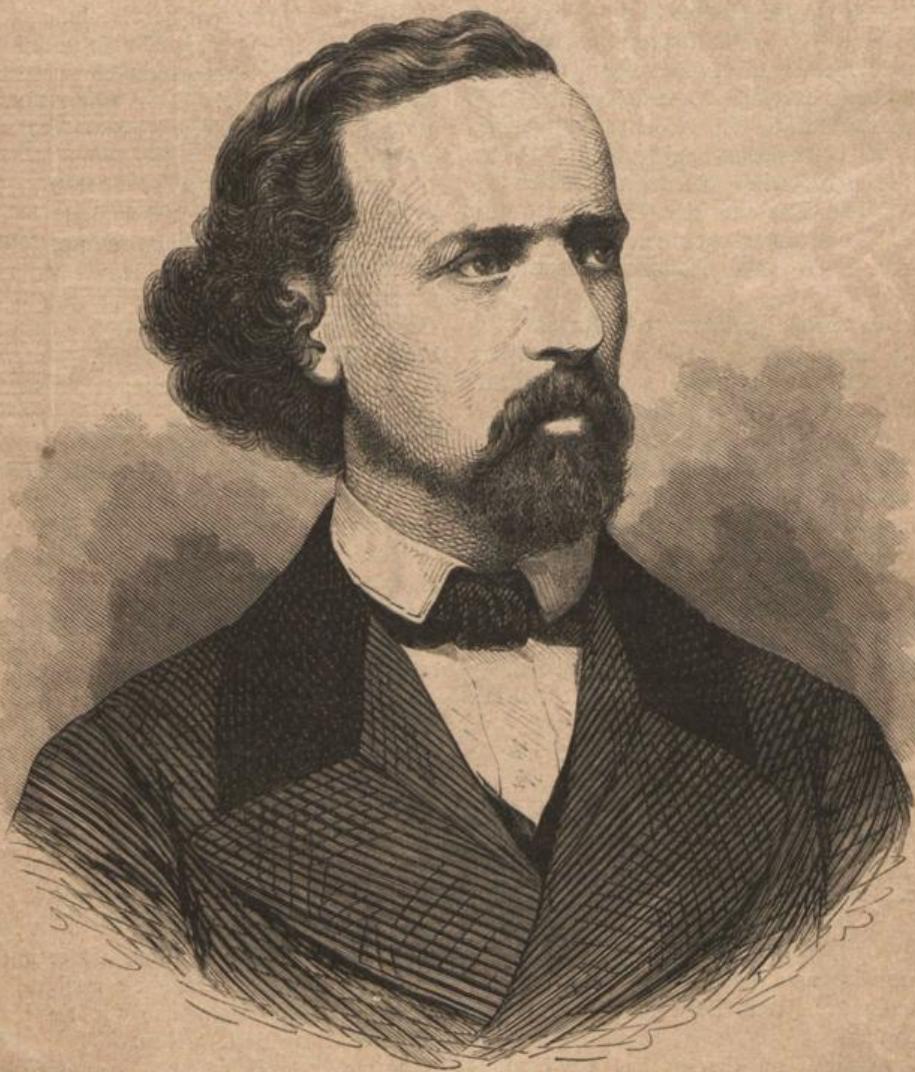


gehabt, höchster Seligleiten voll, wie der arme Dichter Hagen, den jetzt eines einzigen und wahren Gottes schimmernder Strahlenmantel glanzvoll umfluthet, — des Gottes, der seiner eignen Brust entstieg, — und der, berauscht von dem Gefühl, in elender, mattherziger Zeit ein ächter Mensch zu sein und ein wahrer Dichter noch dazu, durch alle Fasern seiner Seele rufen hört:

„Immer frisch den Kopf nach oben,  
Klares Auge, rüst'ge Hand!  
Unter Freuden, unter Schmerzen,  
Ob sie tadeln, ob sie loben,  
Folge du dem Gott im Herzen —  
Alles Andre ist nur Tand!“

### Siebentes Kapitel.

Im Opernhause ist Ball. Man hat die Bühne mit dem Zuschauerraum verbunden und so einen großen, ungeheuren Saal hergestellt, der dem Auge durch die längs der Wände sichtbaren großen Spiegel nur noch größer erscheint. Der reiche Blumenschmuck und die üppigen Guirlandenverzierungen lassen vergessen, daß es draußen Winter ist; Duft und Glanz erfüllen den weiten Raum, und die großen Kronenleuchter an der Decke werfen mit den zahlreichen Kerzen an der Brüstung der Logen Tageshelle über die für den Augenblick unzählbare Menge hin, welche drunten beim Klang rauschender Musik durcheinander wogt.



Millière. (Originalzeichnung. Siehe Seite 488.)

Heute ist der Abend, wo die Residenz all' ihren Glanz entfaltet, — heute ist ein Abend, an dem viele Hunderte mehr als gewöhnlich „drausgehen lassen“, während Tausende und aber Tausende hungern. Die Reichen zeigen sich in ihrem vollsten Schmuck, und was sich nur an Kostbarkeit der Toiletten, an prunkenden Diamanten auffinden läßt, wird an diesem Abende gezeigt. — Die Logen und Plätze ringsum sind bis zum Amphitheater hinauf dicht mit Zuschauern besetzt; in seiner großen Loge, der Bühne gegenüber gelegen, sitzt auch der Kaiser mit dem ganzen Hof in reichem Schmuck. Ein in der drückenden Hitze, die im Raume herrscht, noch betäubenderer Parfüm durchweht das Haus.

Unter der wogenden Menge befindet sich Seine Erlaucht der Herr Oberlieutenant Graf Fritz von Feldersberg nebst Gemahlin, ersterer in voller, mit Orden besterter Gala-Uniform, letztere

schimmernd wie eine Fee in dem weißen, von hellgrünen Ranken durchwobenen Kleide. — Aber es ist in all' diesem strotzenden Luxus, in dieser raffinierten Charakteristik der Toiletten keine auffallende Kleidung, welche Gertrud trägt; sie hat ja stets die Einfachheit und Bescheidenheit geliebt. — Wie ganz anders dagegen Ludmilla von Emsbeck! Wenn Gertrud einer schlichten, aber außerordentlich reizvollen Maiblume gleicht, so ist Ludmilla eine volle, in reichster Farbenpracht prangende, bestechende Rose. Ihr kastanienbraunes Haar fällt in üppigen Locken über den schneeweißen Hals auf das kostbare Kleid zurück, und während Gertrud das ihre nur mit einem einzigen Rubin geschmückt, funkelt es auf dem Haupte Ludmilla's von zahlreichen, glänzenden Edelsteinen.

Wohin das dunkle Auge sich richtet, überall begegnet es Blicken, die bewundernd an der blendenden Geheimrathstöchter





Wm. Woodcut



hängen. Und in der That, diese Erscheinung ist blendend, — sie ist bestrickend! —

Das merkt wohl auch der Graf Fritz von Feldersberg, der nun schon den ganzen Abend Ludmilla mit den ausgefuchtesten Aufmerksamkeiten überhäuft.

„Innerhalb all' des Glanzes und Prunkes, des Rauschens und Duftens, das einen Jeden in dem strahlenden Raume umfluthet, sinkt schon so das Herz in einen süßen Taumel, — und das Frauenherz vor allem, wenn es weiß, daß Hunderte von glühenden Männeraugen blickend dem schönen Weibe folgen, daß Hunderte von zuckenden Frauenblicken neidvoll auf sie schauen, — ach, das Frauenherz ist dann vor allem in einer seltsamen Erregung. —

Sie ist ganz von süßem Wohnegefühl durchdrungen, sie träumt sich, ja, sie weiß sich als die Königin des Balls, die nur ihren Zauberstab über alle die hier Durcheinanderschwirrenden und Plaudernden zu schwingen braucht, um jeden Blick nur allein auf den Glanz ihrer Schönheit zu bannen, — sie ist trunken vor Glück, die Tochter des Geheimraths, und erwidert mit strahlenden Augen die Artigkeiten, welche der Graf Fritz von Feldersberg ihr erweist.

Hat Gertrud jene strahlenden Augen gesehen und die flammenden Blicke Ludmilla's, die „glückliche“ Gertrud, welche dort am Ende des Saales an einem statuen geschmückten Pfeiler lehnt? —

Ich weiß das nicht; aber sie sah jetzt so aus, als wären ihre Gedanken weit fort geflogen aus dem schimmernden, rauschenden Ballsaal, — weit, — bis zu den Gräbern der Todten, bis zu dem Bilde eines Verstorbenen. —

Aber Niemand durfte sie so einsam stehen und trauern sehen, Ihre Erlaucht die Gräfin Gertrud von Feldersberg, — darum wieder hinein in den wogenden Schwarm! —

Nach wenigen Augenblicken schwebt das schöne Weib am Arm

eines schmucken Cavaliers zwischen den Reihen der zur Seite Stehenden hin.

Und es ist reizend, wie die Frau Gräfin heute tanzt! — Und wie oft sie tanzt! — Sie gleitet aus dem Arme des Einen in den eines Andern. —

Es ist auch am besten so: man vergißt am leichtesten die thörichten Träume und die Bilder Verlorener, — Verstorbenen. —

Nun ist es schon sehr spät geworden, und Gertrud möchte ihren Gemahl bitten, mit ihr nach Hause zu fahren; sie glaubt ja auch, daß die Equipage schon für eine frühere Stunde bestellt war, — sie muß bereits draußen halten. Die großen, blauen Augen suchen im ganzen Saal umher, und die schlanke, geschmeidige Gestalt ist schon von einem Ende zum andern geschwebt, ohne den Grafen zu finden.

Da — es ist in einem der kleinen Nebensäle — sieht sie ein rosaroths Kleid schimmern, und ein kastanienbraunes Haar sieht sie wallen, — und richtig! da schimmert eine glanzvolle Uniform, — das ist die schlanke Gestalt des Grafen. —

Und die graziosen Handbewegungen, die er zu machen versteht, Seine Erlaucht, um Ludmilla zum Sigen einzuladen, und, wie sanft sie sich hinschmiegt auf den rothen Sammetdivan, an die Seite des Grafen, das üppige, vom Glanz des Abends be rauschte Mädchen! — —

Gertrud, ich glaube, Ludmilla lehnt sich weich an die Schulter des Grafen, — ich glaube, deine „beste Jugendfreundin“ küßt deinen Gemahl. — —

Gertrud, arme Gertrud! —

Hätte sie nicht nur um den Pfeiler zu gehen brauchen, um einen Divan zu finden, auf dem sie niederstinken konnte, die Gräfin Gertrud von Feldersberg wäre an diesem Abend auf der Schwelle jenes kleinen Nebensalons mit einem Schrei des Entsetzens zu Boden gefallen. —

(Fortsetzung folgt.)

## Plaudereien über das deutsche Theater und was dahin gehört.

(Schluß.)

„Armes Volk! Jene Tyrannen und Untertyrannen wollen dir auch Kunstgefühl und Kunstkenntniß anerkennen, sie, die den Geist der Freiheit, der in allem Erhabenen, so auch in der Kunst, die zengende Kraft gewesen ist und bleiben wird, niemals geschmeckt, niemals mit den Flügeln schlagen gehört haben.

„Es fehlt auch jetzt nicht an Stimmen, welche besürworten, daß die Regierung wiederum, wie in den früheren Zeiten, eine strenge Kontrolle über die Theater, ja über die Erziehung der Schauspieler in Theaterschulen, ausübe. Wenn das eintreten würde, würden wir in dieser Zeit gar bald mit pathetischen Worten jene preussisch-liberalen Grundsätze von der Bühne herab predigen hören, und das Gift des Absolutismus würde noch leichter in die Herzen des Volks fließen, als es bis jetzt schon in Zeitungen und Schulen geschieht. Nein, wir bessern nichts dadurch, wenn wir das Theater zu einer moralischen Erziehungsanstalt machen, auch dann nicht, wenn wir dieses Wort im edleren, im Schiller'schen Sinne verstehen. Die Kunst, das ist seit Alters her ihre charakteristische Eigenthümlichkeit, verliert den hohen Kernwerth ihres Wesens, wenn man sie zur Gouvernante mit einer Brille auf der Nase macht, oder gar, was noch viel schlimmer ist, zu einem anatomischen Moralobjekt. Das Letztere ist vielleicht noch schlimmer als das Erstere, und würde jeden anständigen Menschen ungefähr so anmuthen, wie wenn die alten Griechen die schöne Aspasia, deren Anblick — wie die alten Schriftsteller berichten — sinnberückend und doch zugleich moralisch wirkte, anatomisch zerlegt hätten, um die Schönheit der Aspasia nicht nur bewundern, sondern auch begreifen zu können. Wenn sie den klugen und guten Perikles viviseziert (lebenbig zerschnitten) hätten, um in den zuckenden Nerven des Herzens und des Kopfes die Ursache so'cher menschlichen Herzens- und Geistesgröße zu entdecken.

„So wie die natürliche Schönheit und Gutheit unmittelbar

Herz und Sinn der unbefangenen naiven Zuschauer einnimmt, so soll es auch die durch menschliche Kunst erzeugte. Diese Unmittelbarkeit des Zeugens seitens der Kunst und Empfangens seitens des Publikums ruft allein die Begeisterung hervor, welche ideale Freuden im Gegensatz zu materiellem Genuße schafft.

„Ist aber eine Anleitung zu jenem Genuße von Seiten Kunstverständiger ganz und gar zu verachten? Gewiß nicht, aber das geschehe nicht im Theater, einem der wenigen Orte, wo das Volk Gelegenheit hat, in edler Weise sich zu vergnügen, sondern anderswo. Wir haben genug große Zeitungen, große Bücher, große Schulen, große Hörsäle, wo solches geschehen könnte, wollte Gott nur, daß die Lehrer in denselben auch groß wären oder wenigstens, daß die großen selbstständigen Geister gehört würden, anstatt die kleinen Duckmäuser, die den jeweiligen materiellen Bedürfnissen und Begierden des Volkes nach dem Mund sprechen und zu gleicher Zeit nach oben hin schießen, ob ihre slavischen Worte über freie Kunst auch wohlgefällig dort aufgenommen werden. Und dann darf man auch nicht vergessen, daß die Anleitung zum Kunstverständniß und Genuße keine einseitige pedantische sein darf, denn die Mutter der Kunst bleibt immer die edle Stötin der Freiheit, welche sich nicht in Schablonen und Doktrinen, und wären sie auch von Gott, einrahmen läßt. Nur freien Menschen gibt sich die Kunst hin. Und sie gibt sich in diesen unglücklichen Zeiten nur wenigen hin, weil die große Menge geistig total unfrei ist, wenn es auch in ihrem freien Belieben steht, ein Beefsteak oder ein Cotelette zu essen. Daß dennoch Indifferentismus gegen die großen klassischen Meisterwerke und auch gegen moderne Dramen ernstlichen Inhalts herrscht, daran sind beileibe nicht Theaterdirektoren schuld, sondern die von der Regierung und deren Liebhabern beeinflusste Erziehung des Volkes zur Unfreiheit.

„Ein kurzer Ueberblick über die moralische, künstlerische und



politische Erziehung eines modernen Deutschen, wird meine obige Behauptung illustriren. Ich denke mir einen geistig und körperlich normal begabten Knaben, dessen Eltern keinerlei politischer, religiöser oder sozialer Koterie angehören. Er tritt also frei von allen hervorragenden guten und schlimmen Vorurtheilen in eine moderne deutsche Schule ein, in eine der vielen Anstalten nach preussischem Muster. Man sollte denken, es müsse der Hauptzweck der Schule sein, den jungen unverdorbenen Geist in lebendigster Weise mit den Wissenschaften bekannt, ihm das Lernen nicht zu einer Qual, sondern zu einem Vergnügen zu machen, und sicher geht auch der kleinste, unwissendste Junge mit dem dumpfen Wunschgefühl in die Klasse, daß sich ihm nun eine neue Welt des Erhabenen und Schönen neben dem Nützlichen erschließen werde. Aber weit gefehlt: die neue Welt präsentiert sich ihm in der nüchternsten und langweiligsten Weise. Da gibt es zuerst harte Holzbänke, kahle, viereckige kalkweiße Zimmer. An den Wänden hängen seltsame Papiertafeln, auf welchen eine Menge Zahlen gedruckt sind oder komisch karrirte und besterzte Umrisse. Man sagt ihm, das seien Landkarten und so sähen die Länder unserer Erde aus. Vielleicht steht auch hinter dem Ofen irgendwo ein verstaubter ausgestopfter Vogel, dessen Glasaugen gespensterhaft und gelangweilt immer auf denselben Fleck schauen. Nirgendwo findet der Schüler in seiner Klasse auch nur das geringste Objekt angenehmen, geschweige denn künstlerischen Wohlgefallens. Er sieht sich seine Mitschüler an, die fast alle ebenso eingeschüchtert und trübe dasitzen, wie er. Nun präsentiren sich im Laufe des Tages einige Lehrer. Einige sind freundlich, andere sind mißrühlich, einige sind dick, andere mager, einige niesen stark und andere tragen Brillen, aber alle haben, sobald sie in die Klasse eintreten, einen Ausdruck im Gesicht, der den modernen Lehrern stereotyp ist, und erst dann von dem Schüler ganz verstanden wird, wenn er einige Wochen hindurch von jedem Lehrer täglich die Ermahnung gehört hat: 'Thue deine Pflicht, mein Junge. Sei fleißig, lerne was dir aufgegeben wird, und du wirst ein guter Mensch werden!'

„Der junge Schüler findet gewiß an diesen fortwährenden wichtigthuenden Ermahnungen, an dem ewigen Auswendiglernen und Reproduziren des Gesagten keine große Freude, auch amüsiert ihn die abgemessen einherschreitende Lehrergestalt durchaus nicht, doch er will ein guter Mensch werden, darum lernt er darauf los, ohne zu wissen, warum und weshalb. Vorläufig lernt der Junge nun gehorzaam sein. Gehorzaamkeit ist bei Knaben gewiß eine Tugend, aber 'gehorden' und 'gut' decken sich doch keineswegs. Doch was weiß der Schüler davon, er ist gehorzaam und fühlt sich deshalb als guter Mensch, und in diesem Glauben macht er fast die ganze Schule durch, und wird vielleicht sein ganzes Leben hindurch gehorzaam bleiben, d. h. er wird sich dort, wo es ihm schadet, nicht auflehnen gegen Gesetze, Verhältnisse, Personen, Beamte, Regierende. Die eingeeimpfte Passivität wird die Aktivität seines Geistes, wenn nicht ganz, so doch zum großen Theile lähmen. Er und Seinesgleichen sind gewiß 'gute' Unterthanen.

„Aber nicht allein die strenge Korporaldisziplin, sondern auch die Art und Weise des Unterrichts ist darauf angelegt, gute Unterthanen zu erziehen. Schon oft und von den verschiedensten Seiten ist darauf hingewiesen worden, daß wahre Bildung nicht dadurch erzielt werde, daß das Gedächtniß sich mit einer Unmasse todter Kenntnisse und Fakten belade. Dies scheint aber der Hauptzweck der modernen Schulen zu sein, die strengen Examinatoren verlangen wenigstens in Preußen kaum mehr als die fabelhafteste Gedächtnißkrämerei. Sehr begreiflich! Nichts erfordert bei gewöhnlichen Menschen mehr Zeit und Arbeit als das Auswendiglernen. Und wenn der Schüler bis zur Ablegung des Examens, welches häufig erst in den zwanziger Jahren stattfindet, fortwährend diese Arbeit verrichtet, so hat er keine Zeit, über die höchsten Zwecke des Menschenlebens und seiner eignen Bestimmung nachzudenken.

„Zwei Lehrdisziplinen sind es besonders, die das Letztgenannte befördern könnten: es sind Geschichte und Literatur. Eine wahrheitsgetreue, unparteiische Geschichtslehre, wirksame Beweisführung des Schiller'schen Sages: 'die Weltgeschichte ist das Weltgericht', würde die Schüler ohne Zweifel zum Nachdenken über ihre eigne

Stellung als Mitlebende anspornen, und dieses würde im späteren Leben die besten Früchte tragen. Statt dessen aber findet eine trodne Aufzählung von Daten und Namen statt. Hier und da hängt der Lehrer, nach Angabe des von Regierungswegen privilegierten Lehrbuchs einzelnen Namen Etiketten um, auf denen geschrieben steht: 'berühmt', 'groß', 'Tyranne', 'Demagog' etc. Man sagt z. B.: Moses ist ein 'großer' Mann, Luther ein epochemachender Charakter, Napoleon ein 'unmoralisches Genie'. Preussische Schulmeister lieben es, mit kritischen Adjektiven um sich zu werfen, ohne dieselben aus dem Zusammenhang der Geschichte und einer reinen natürlichen Moral zu erklären. Nun kommt hinzu, daß unter Geschichtskenntniß, die verlangt wird, aber nur ein Auswendiglernen der Daten und Namen, sowie gewisser kritischer eingelernter Schlagwörter verlangt wird. Die letzteren sind oft die schlimmsten Ingrebienzen, weil sie den schönsten und verlockendsten Klang haben. Die herrlichen Worte 'patriotisch', 'national', 'liberal' etc. werden oft Dingen und Menschen angehängt, die dieses Lob vor dem Richterstuhl kosmopolitischer Moral und internationaler Menschenliebe gewiß nicht verdienen. Ich erwähne hier nur als einzelnes Beispiel den 'patriotischen' Bruderkrieg von 1866. Es ist eben weder die Moral noch die Menschenliebe, welche in unsern Schulen den todten und lebendigen Personen in der Geschichte gute oder schlechte Zeugnisse ertheilt, sondern ein von oben her irregeleiteter, einseitiger, egoistischer Spießbürgerpatriotismus, welcher nur das für gut anerkennen kann, was das gemüthliche Nebeneinanderleben einzelner egoistischer Individuen behütet und befördert. Wer mit gewaltigem Ideenschwunge und thatkräftiger Energie dem alten Schlandrian politischen Lebens und Strebens in der großen Menge entgegentritt, wer erhabene Ideen verwirklichen will, der findet vor diesem Richterstuhl keine Gnade, sondern Verdammniß. Davon wissen die sozialen Reformen aller Jahrhunderte zu erzählen.

„Noch unfruchtbarer und ebenso verderblich sind die Literaturstunden. Wir Deutschen nennen uns so gerne ein Volk von Dichtern und Denkern, und gewiß haben wir mehr als andere Völker gedacht und im Geiste um die Erkenntniß der Wahrheit gerungen. Es ist ein stolzes Wort: wir. Leider aber begreift dieses 'wir' nicht die Gesamtheit des Volks in sich, sondern nur eine größere Anzahl großer Männer, die nur halbverstanden worden sind und nächstens gar nicht mehr verstanden sein werden, wenn in den Schulen der äußerst mangelhafte und schablonäre Literaturunterricht nicht gebessert wird.

„Es ist gewiß zweckentsprechend, daß in den untern Klassen die Grammatik der deutschen Sprache gründlich und eingehend gelehrt wird, unrecht aber scheint es mir zu sein, daß man in den Lesestunden nicht schon eine auf die Klassiker vorbereitende Lektüre vornimmt. Diese Lesebücher für die untern und Mittelklassen sind ihrer großen Mehrzahl nach Sammlungen breitgetretener moralischer Anekdoten von guten und bösen Kindern, welche das wenige Gute, was darin vorkommt, oft ganz schief und falsch auffassen, da sie selbst noch kein eignes moralisches Unterscheidungsvermögen haben, sondern angeleitetes Gehorams- und Pflichtgefühl für gut schlechtweg nehmen. In Tertia oder Sekunda beginnt dann der mit ganz wenigen wöchentlichen Stunden bedachte eigentliche Literaturunterricht. Auch hier ist meistens das Auswendiglernen der Daten und Fakten nebst zugehörigen Präbilitäten die Hauptsache; doch abgesehen davon: diese plötzliche, ohne alle Einleitung eintretende, Einführung in die Welt der höheren und poetischen Literatur konsternirt und verwirrt die bis dahin mit moralischen Anekdoten aufgefütterten Schüler so sehr, daß die wenigsten einen Begriff, eine Ahnung von der Bedeutung eines großen Mannes und von dessen Werken erhalten. Ich bin z. B. sicher, daß Goethe selbst von Primanern in Gymnasien selten auch in seinen verständnißvollsten Dichtungen begriffen wird, einfach deshalb, weil die Goethe'schen Dichtungen scheinbar gar nicht mit der in der Schule so hoch gehaltenen und gepriesenen Moral und Pedanterie übereinstimmen. Die Lehrer selbst haben einen schweren Stand. Nicht nur ihr Wort soll befehlen und ermuntern, sondern auch ihr Benehmen, ihre Ausdrucksweise, mit einem Worte ihre Persönlichkeit. Es ist eine feststehende That-



sache, daß des Lehrers Begeisterung auch auf die Schüler übergeht, ebenso aber auch dessen Langeweile und trockne Pedanterie. Die Lehrer aber, wenn sie halbe Tage lang mit andern Lehrgegenständen sich abgehegt haben, können unmöglich die genügende Frische sich bewahren, auch ist ihnen jedes Ueberschreiten einer gesteckten Grenze (und das thut die Begeisterung so gerne) verboten, da das endliche Examen von ferne droht. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß dieses Durchhegen der Schüler durch die große deutsche Literatur mehr Verwirrung als Nutzen stiftet.

„Auch Schriftsteller fremder Völker werden in den Schulen gelesen. Aber fragt mich nur nicht wie! Alle Leute, denen die Erziehung der Schüler am Herzen liegt, klagen darüber, daß griechische, lateinische, englische und französische Autoren nicht ihrer selbst wegen gelesen werden, sondern der Vervollkommnung in der Sprachkenntniß wegen. Ueber diesen Punkt ist schon seit einem Jahrhundert soviel in Deutschland mißbilligend geschrieben worden, daß ich mich hier enthalten, Eulen nach Athen zu tragen.

„In den Dorf- und Volksschulen machen die Schüler keine Bekanntschaft mit den Schätzen unserer Literatur. Es ist traurig, aber wahr. Hier herrscht eine Einseitigkeit des Schreibens und Rechnens vor, die nur in den französischen Schulen in anderer Art übertroffen wird. Der Prozentsatz der Schreibenden ist in Frankreich ein viel geringerer, und dennoch findet man daselbst, besonders in Paris, eine größere Bekanntschaft mit und Bewunderung für Dichter und Schriftsteller als in Deutschland.

„Wir sind am Schluß der Erziehung eines modernen Menschen angelangt. Wenn die Schüler entlassen worden sind, treten sie entweder in's praktische Leben ein oder widmen sich auf Universitäten und Gewerbeschule einem Brotstudium. Beide Wege erübrigen in jegiger Zeit keine Muße zum Studium der Geschichte und der Literatur. Heutzutage hat der „Brotstudent“ (und dieser befindet sich in übergroßer Majorität) so viel Fachkenntnisse in den Kopf zu pressen, schon der vielen strengen Examina wegen, daß er Kunst und Literatur liegen lassen muß, will er überhaupt in seinem speziellen Fach etwas leisten und erringen.

„Glücklich nur sind Diejenigen, welche durch ganz spezielle Familienverhältnisse und Talente, etwa durch den Einfluß wohlwollender Eltern und Freunde, sich einen unbefangenen, sehnsuchtsvollen Hang zur Kunst und Literatur bewahrt haben. Die meisten entbehren starkwillig des Schlafes und des guten Essens, um Mußestunden und Geld zu erübrigen. Doppelt glücklich ist dann derjenige dieser Getreuen zu preisen, dem das Schicksal ohne sein Zutun des Portemonnaie stets gefüllt hält.

„Diese armen und reichen Kunst- und Literaturliebhaber sind nur in geringer Anzahl vertreten, auch theilen sie ihre Neigung. Die einen widmen sich dem schriftstellerischen Beruf (das sind die Leute, welche ‚ihren Beruf verfehlt haben‘, wie Bismarck meint), andere der Musik, andere der Malerei etc. Ganz wenige bilden sich zu Mitgliedern der verständnißvollen und begeisterten Elite des deutschen Theaterpublikums aus.

„Werfen wir nun noch einmal einen kurzen, aber umfassenden Blick auf das große Tohuwabohu des modernen sozialen Lebens, und sehen wir, welche Stellung Kunst und Literatur, besonders aber das Theater als Kunstinstitut, darin einnehmen. Armuth und Elend, Schwindel und brutaler Egoismus der Kapitalisten und derer, welche solche werden wollen, herrschen überall. Alles jagt, rennt, kabalirt, intrigirt, betrügt, jammert, um das eine große Ziel zu erreichen: das goldene Kalb. Was sage ich, goldenes Kalb? Nein, von Gold darf man in unserm so wie so armen Vaterlande kaum sprechen, Viele sind froh, wenn sie nur ein kupfernes Kalb erringen, wenn sie bis zum Abend ihres Lebens einen kargen Lebensunterhalt sich erwerben können. Weil unser Land so arm ist, ist der kolossale Schwindel, das Anhäufen des Geldes auf einer Stelle doppelt grausam, doppelt verächtlich, denn er bringt in allen ärmeren Klassen ein fieberhaftes Ringen um die Existenz hervor, welches nicht einmal einen sporadischen materiellen Lebensgenuß erlaubt. Wo bleibt da der gute Einfluß der Kunst, der Literatur, des Theaters?

„Tausend und aber tausend Stimmen rufen in die urtheilslose Menge hinein: Hier ist wahre Kunst! Dort ist ächte Poesie!

Unzählige Zeitungsblätter und Journale bringen täglich Anpreisungen und Verdammungsurtheile über Kunst- und Literaturerzeugnisse, aber diese Urtheile widersprechen sich meistens; der unbefangene, aber kritiklose Leser weiß nicht, wem er glauben soll, zumal der Wahrhaftigkeit der Presse so wie so nicht ganz zu trauen ist. Besonders bei Theaterstücken schwankt das Urtheil der Sachverständigen, der Kritiker, stets hin und her, besonders deshalb, weil diese Herren selbst nicht im Besitz eines ästhetischen und moralischen Maßstabes sind. Nur eine Klasse von Dramen erfreut sich bei den Kritikern und der großen Menge der sogenannten Gebildeten stets eines uneingeschränkten Lobes, das sind die unserer Klassiker Schiller, Goethe und Shakespeare. Aber können wir auf dieses Lob viel geben? Ist es nicht zum leeren Nachplappern feststehender, in früherer Zeit erzeugter Kunsturtheile geworden? Sind diese auch uns in's Fleisch und Blut übergegangen? Wenn das Letztere der Fall wäre, dann würde das Urtheil der Menge über moderne Dramen wohl reiner und vorurtheilsloser und nicht so sehr der jeweiligen Mode unterworfen sein. Denn wer zum Beispiel über Schiller oder Goethe ein prägnantes Urtheil abzugeben versteht, wird es auch über unsern modernen Tragikomiker Wilbrandt können. Unser deutscher Mittelstand nennt sich so gern ‚gebildet‘, und doch herrscht grade in ihm eine Geschmacksverwirrung und Verballhornisirung ästhetischer und moralischer Begriffe, daß ein Schriftsteller oder Dichter niemals auf ein selbstständiges Urtheil des Publikums rechnen kann. Deshalb spricht man auch oft und gern von dem ‚unberechenbaren Publikum‘. Nur in einzelnen Fällen wird man stets das Publikum auf seiner Seite haben, aber ach! diese Fälle haben nichts mit der Kunst zu thun. Alle Stücke, welche durch Dekoration, Ausstattung, tendenziösen Inhalt, Dialog und Frivolität sinnlichen Reiz erregen, so also besonders die französischen Ehebruchsdramen, die Offenbachiaden, die patriotischen Tendenzstücke, in welchen dem Publikum und der deutschen Tugend Wehrauch gestreut wird . . . . alle diese Stücke finden — man staune! — neben den erhabenen Schöpfungen unserer Klassiker unbedingten Zulauf und Lob! Derselbe Zuschauer, welcher heute dem unschuldigen Gretchen applaudirt, wälzt sich morgen vor Lachen und sinnlichem Reiz bei dem Erscheinen der halb entblößten Helena. Und da soll man noch glauben, daß jener erste Beifall ernstgemeint sei? Nein, es ist einmal Mode, es gilt für das Zeichen außerordentlicher Bildung, wenn man den Klassikern oder den in Mode gekommenen Modernen Beifall spendet, im Grunde ist dieser aber nur ein höfliches Kompliment, welches man angesehenen, aber langweiligen alten Herren macht. Die Scham, für ‚nicht gebildet‘ zu gelten, ist gottlob im Mittelstande noch nicht ganz erloschen. Aber die Scham und die Mode thun es wahrlich nicht allein. Eine wirkliche und wahre Unterstützung der Kunst besteht nicht darin, daß das Publikum Theaterbillets kauft und sich dann aus Mode langweilt, sondern nur in offenerzigem, unbefangenen Entgegenkommen eines wirklich gebildeten Publikums.

„Ich habe nur von dem Verhalten des Mittelstandes, in welchen ich in künstlerischer Beziehung auch den Adel und die Gelehrtenwelt hinzurechne, gesprochen. Dieser Mittelstand ist die Stütze aller Theater, er nimmt die überwiegend größte Anzahl der Plätze in Anspruch. Die sogenannten ‚niederer‘ Schichten der Bevölkerung haben natürlicheres Gefühl, und allseits wird anerkannt, daß sie ihren Schiller wenigstens wirklich lieb haben, wenn sonst Geschmacksverwirrung, eben der mangelhaften Erziehung wegen, auch bei ihnen herrscht.

„Wie soll sich nun ein moderner Theaterunternehmer diesem Publikum gegenüber verhalten?

„Hoftheater werden — es koste, was es koste — von den respektiven Landesherren unterhalten; hier ist es also allein möglich, ein einigermaßen anständiges Repertoire aufrecht zu erhalten, obwohl die Herren Intendanten sich gar wohl hüten, mit dem Geschmack des nach sinnlichem Reiz und oberflächlichem Vergnügen trachtenden Publikums ganz zu brechen. Die vom Staate subventionirten Privat- und Stadttheater sind trotz der Subvention der Gnade des Publikums rettungslos anheimgegeben. Kroll's



Theater in Berlin kann sich z. B. nur durch die schrecklichsten Blödsinnigkeitspoffen, das Viktoriatheater nur durch augenblendende und sinnfällige Ausstattungstücke in der Gunst des vielköpfigen Tyrannen erhalten. Wenn die Sachen so liegen, kann man dann von jenen Theaterdirektoren, deren Wohl und Wehe einzig von dem Ertrage der Bilettkasse abhängt, verlangen, daß sie dem Strome entgegenarbeiten, daß sie moralische Ermahnungen predigen, daß sie unerbittlich diejenigen frivolen und leichtfertigen Stücke, welche allein Leben in's Haus bringen, von dem Repertoire fernhalten?

„So erstaunlich es klingt, es hat noch vor einigen Jahren, damals, als auch die Theater von der Gewerbefreiheit profitirten, solche Direktoren gegeben, die es versucht haben. Wahrer und tiefgefühlter Dank sei diesen Herren noch nachträglich gesagt, sie haben gezeigt, daß auch in vielverrufenen Schauspielerkreisen noch Sinn für wahre Kunst herrscht. Diese Unternehmungen glückten aber allesammt nicht und scheiterten an dem Indifferentismus der Menge. Ein Beispiel für alle haben wir in Heinrich Laube, dem Direktor des Stadttheaters in Wien. Er wollte — gewiß mit gutem Willen — ein gutes deutsches Theater schaffen, und was ist jetzt aus demselben geworden? Eine Bühne, auf welcher allerdings von befähigten Schauspielern gut gespielt wird, aber nur in französischen Ehebruchsdramen und Poffen.

„Ein Theaterdirektor, der reißiren oder, deutlicher ausgedrückt, der nicht innerhalb eines Vierteljahres bankrott werden will, kann in dieser Zeit nur einen Weg einschlagen, er muß auf den Effekt arbeiten. Und dieser Effekt wird bei dem jetzigen Publikum nicht durch besonders künstlerisches Spiel hervorgebracht. In der Auswahl seiner Stücke hat er darauf zu achten, daß sie weder einen Garde lieutenant, noch einen sich zerstreuen wollenden Philosophieprofessor, noch einen Schusterbuben langweilen. Wahrscheinlich, das ist eine schwere Aufgabe. Ich glaube, selbst Shakespeare bringt es nicht fertig, einen schnauzbärtigen preussischen Oberst zu amüsiren, wie viel weniger ein Theaterdirektor mit guten Stücken. Da muß er eben zu solchen Stücken greifen, die sich nicht auf die Bildung und das Kunstinteresse des Publikums stützen, sondern auf jene Begierden und heimlichen Wünsche, so wie auf die Zerstreuungslust, welche jedem Einzelnen, sei er König oder Bauer, als Menschen angehören. Er muß von dem Grundsatz ausgehen, welchen ihm die Erfahrung an die Hand gegeben hat, daß nur ein ganz kleiner Theil aus wirklichem Kunstinteresse sein Haus besucht, daß ein etwas größerer sich aus Mode der Autorität des ersteren wohl fügt, daß aber der bei weitem größte Theil, derjenige, welcher die Kasse füllen soll, das Theater besucht, um sich von den überhandnehmenden Sorgen und dem Elend in diesem schönen neuen deutschen Reich zu erholen, möglichst auf leichte Weise, ohne viel Anstrengungen des Geistes.

„Was kann nun ein Direktor diesem Publikum bieten? —

„Augenlust, Fleischelust und ein hoffärtiges Leben! Poffen, Operetten mit nackten Beinen und Brüsten, Ehebruchsdramen mit höhrender Unmoral („Wenn man's auch verdammt, sehen und hören thut man's doch gern,“ sagte mir einmal ein ehrfamer Bürger), Ausstattungstücke mit bengalischer Beleuchtung, und Thierschauspiele (siehe d. Elefanten in der „Tour du monde“), Nährstücke, in denen eine Klatschbasenmoral herrscht, welche aber die Thränenröthen in Bewegung setzt (es gibt so viele Menschen, die aus purem Vergnügen, des kitzelnden Reizes wegen, weinen), patriotische Stücke, die einem Zauberspiegel gleichen: Suchen Schufte hinein, so spiegeln sich ehrliche Gesichter wieder.

„Ich brauche über den Verfall des deutschen Repertoires nichts weiter zu sagen, er ist allgemein anerkannt und bekannt. Grade in neuester Zeit wird wieder viel in Broschüren und Blättern über diesen Punkt geschrieben; Viele werfen sich als Aerzte auf, welche das Theaterwesen kuriren wollen durch Theaterschulen und Staatssubventionen. Das Publikum raisonnirt das Blaue vom Himmel weg, weil der Verfall einmal zu Tage liegt und Keiner an demselben selbst schuld sein will. Gebt euch keine Mühe, ihr klugen Reformatoren, ich sehe es euch am Gesichte an, ihr habt fast alle keinen Ernst; und wenn ihr ihn hättet, so fehlt euch doch der Muth, der Grundursache des Uebels nachzuspüren. Ja, ihr seid allesammt feige und bürdet einzelnen Leuten, den Theaterdirektoren, den Schauspielern, den Kritikern, ja dann und wann auch dem „Pöbel“ die Schuld auf, weil ihr euch fürchtet, die große Entdeckung zu machen, daß nicht Etwas im deutschen Reiche faul ist, sondern fast Alles, besonders aber das freie Geistesleben, die unbefangene, naive Gefühlswelt. Statt dessen blüht ein brutaler Materialismus, der mit schönen liberalen Nebenarten von der freien Wissenschaft, der ächten deutschen Kunst, dem erhabenen Patriotismus und der aufblühenden Industrie (o heiliger Neuleaux!) überdeckt wird. Was unserer Zeit vor allen anderen Zeiten fehlt, ist der Geist der Aufrichtigkeit, denn die Lösung der Zeit heißt: Geld! Ihr Alle jagt darnach, die Einen aus Gewohnheit, die Andern, um wie Götter in Frankreich leben zu können, und ein großer Theil, zu dem auch ich mich rechnen muß, um nicht zu verhungern. Uns Armen wird, wenn ja ein Richter diese Welt richten wird, die Sünde, leben zu wollen, verziehen werden; euch Andern wird nicht nur der Tanz um's goldne Kalb hoch angerechnet werden, sondern auch die Heuchelei, mit der ihr euch selbst und Andern vorlügen wollt, ihr betetet den Gott der Freiheit an. Liberal, wie ihr seid, wird auch demaleinst die Strafe gegen euch ausgeheilt werden.“

„Und sehen wir denn so ganz hoffnungslos in die Zukunft des deutschen Theaters?“

„Ich zögere mit der Antwort, weil ich mich nicht berufen fühle, im Namen des ganzen Volkes zu sprechen, welches allein wissen und ahnen kann, wie lange eine gründliche soziale und politische Neugeburt noch auf sich warten läßt.“

Rade.

## Der Mensch.

### VII.

„Natur hat weder Kern noch Schale,  
Alles ist sie mit einem Male.“ Goethe.

Die Entwicklungstheorie glaube ich nun so weit gekennzeichnet zu haben, daß dem Leser eine Andeutung des Entwicklungsanges selbst, wie ihn die moderne Naturwissenschaft annimmt, nicht mehr unverständlich erscheinen kann. Es ist hier aber gewiß am Plage, wenn ich dem nun zu behandelnden Gegenstande Einiges über den „Anfang der Dinge“ vorausschicke. Bezüglich dieses Punktes haben ganze Schaaren angeblicher Philosophen älteren und jüngeren Datums unzählige schriftstellerische Sünden begangen, ohne aus dem Rahmen mystischer Spekulationen herauszutreten; man kann daher füglich nichts von all' dem theologischen, methaphysischen und ähnlich gearteten Gekunke zu einem exakten Beweisverfahren gebrauchen. Zu einem solchen eignet sich vielmehr nur die Unter-

suchung der Dinge selbst. Geben uns diese auch keinen Aufschluß über Alles, was wir genau wissen möchten, so unterrichtet uns ihre Beschaffenheit doch wenigstens über Vieles; und im Uebrigen müssen wir unsere Sinne nicht unnütz erregen und hiedurch zu geistreichelnden Verwirrungen hinlenken. Im Laufe der Zeit haben wir Manches erkennen gelernt, was uns völlig unenträthselbar geschienen; die Zukunft wird unsere Erkenntniß ohne Zweifel noch beträchtlich erweitern.

Spricht man vom „Anfange der Dinge“, so verübt man schon an und für sich einen Unsinn. Denn diese „Dinge“ sind die Materie, der Stoff, das Handgreifliche und können einfach niemals einen Anfang genommen haben; es ist nur möglich und auch in den Thatfachen begründet, daß sich die Form der Materie ändert, und daß irgend ein bestimmter Wechsel dieser Form der Gesamtmaterie oder einzelner Theile derselben beginnt und



abschließt. Aber ein solcher Anfang einer stofflichen Formänderung kann immer nur gedacht werden als das gleichzeitige Ende einer vorausgegangenen Umformung, wie auch der Abschluß eines materiellen Formwechsels zugleich der Beginn eines neuen sein muß. Einen Anfang und ein Ende der Materie selbst kann man sich unmöglich denken.

Unsere Sinne sind nur befähigt, räumlich und zeitlich begränzte Dinge zu bemessen, weil eben alles Abschätzen nur ein Vergleichen zweier Größen ist, und weil in unserem Gesichtskreise naturgemäß lediglich beschränkte Größen vorkommen. Trotz dieser sinnlichen Beschränktheit können wir uns gleichwohl das Nichtentstehen und Nichtvergehen der Materie begreiflich machen, indem das Entstehen und Vergehen derselben bei einigem Nachdenken als absolute Ungeheuerlichkeit erscheinen muß. Würde die Materie entstanden sein, so müßte sie offenbar das Nichts zu ihrem Ursprunge haben. Verginge sie, so müßte sie sich in Nichts auflösen! Was entspricht nun aber der Vernunft: eine Materie, die von Nichts kommt und wieder zu Nichts wird, oder eine stets gewesene und bleibende Materie? Wer sich mit einem außermateriellen allgemeinen Macher, einer Gottheit, behelfen will, der mag es thun; weiter kommt er damit um keinen Schritt. Denn wer die Materie durchaus geschaffen wissen will, der muß sich auch die Frage nach der Herkunft des Schöpfers gefallen lassen; und wenn er diesem ein ewiges Dasein beilegt, so kann man nicht einsehen, weshalb er die Materie selbst nicht für ewig halten will. Uebrigens ist das Dasein eines außermateriellen Gottes vor der „Schöpfung“ der Materie eine pure Zwecklosigkeit und die höchstmögliche Langweiligkeit. Denkt man sich daher einen schaffenden Gott, so muß man offenbar damit die Annahme verbinden, derselbe habe beim Beginn seiner Existenz sofort die Materie ins Leben gerufen. Wenn aber Gott ewig ist, so muß auch die Materie ewig sein. So wären wir also abermals an der Stelle angelangt, von der wir ausgingen!

Das Geschaffensein der Materie aus Nichts mag für Kinder — für Individuen, wie für Völker von kindlicher Denkungsart — als annehmbare Auskunft gelten; der denkende Mensch verweist derartige Erklärungen dahin, wo sie hingehören: in das Gebiet des Glaubens, das, wie sich Häckel sehr zutreffend ausdrückt, da beginnt, wo das Gebiet der Wissenschaft aufhört. —

Der Spiritualist, d. h. der zweischlächtige Stoff- und Geistesfeher, verabsäumt natürlich einem Materialisten gegenüber niemals, von der „Unvernünftigkeit“ der Materie zu salbadern; und vermeint mit seiner Frage nach dem sogenannten Geiste ein großartiges Loch in die materielle Weltanschauung zu reißen, während er in der That durch solch' kindisches Geschwätz nur bezeugt, wie läppisch er sich bei der Betrachtung des Universums anstellt, indem er sich die Welt als sein vergrößertes Ich denkt und zwar genau von demjenigen Gesichtspunkte aus, auf welchen ihn seine theologisirenden Schulmeister einstens gestellt haben. Ich hatte schon bei Betrachtung des menschlichen Denkforgans anzudeuten gesucht, was es mit der Geisterwelt für eine Bewandniß hat, so daß es wohl genügen wird, wenn ich bemerke, daß die chimärischen außermateriellen Geistesigenschaften hinsichtlich der Welt nicht mehr Geltung haben, wie hinsichtlich der Individuen. Es gibt eben nur Stoffe und Kräfte, Materie und Eigenschaften derselben. Nicht ein einziges Moment stellt sich uns vor Augen, wofür die Wissenschaft keine natürliche Erklärung zu geben oder wenigstens anzudeuten vermöchte; mindestens tritt niemals eine Naturerscheinung zu Tage, welche auf eine geistige Willkührlichkeit schließen ließe. Es gibt kein Wasser, welches den Berg hinaufläuft; es gibt keinen Menschen, der ohne Speise und Trank zu existiren vermöchte.

Früher kannte man nur die Beschaffenheit des Stoffes, aus dem die Erde besteht; seit aber durch das Spektrum die Stoffe der Weltkörper analysirt werden können, ob sie auch noch so weit von unserem Planeten entfernt sind, ist die Kenntniß des Stoffes eine totale. Es haben die spektrischen Untersuchungen ergeben, daß allenthalben die nämlichen Stoffe sich vorfinden, daß also die Materie einheitlich organisirt ist. Daraus kann man — schwerlich mit Unrecht — folgern, daß die einzelnen Welt-

Körper sich einstmals von der Gesamtmaterie abgezweigt haben dürften, und es existiren mancherlei hierauf bezügliche Hypothesen, die man jedoch — wenigstens für den vorliegenden Zweck — übergehen kann. Um zu einem Verständniß für den Beginn des organischen (pflanzlichen und thierischen) Lebens, worüber ich ja eigentlich allein schreiben will, zu gelangen, dürften die vorangeführten Bemerkungen über Materie im Allgemeinen ausreichen. Ueber die Entstehung der Erde brauche ich darum auch keine weiteren Andeutungen zu machen, am wenigsten in hypothetischer Form, sondern ich darf mich damit begnügen, die Vergangenheit dieses Planeten insoweit zu skizziren, als man dieselbe uns seiner heutigen Beschaffenheit zu entziffern vermag.

Ueber das Alter der Erde habe ich mich früher schon ausgelassen; die Beweise für dessen ungeheueren Länge sind so unbezweifelbar, daß selbst die hartgesottensten Theologen nicht mehr so recht daran zu rütteln wagen, und daß sie unter Aufgebot ihres ganzen Vorraths von Sophistik die Mosaische Schöpfungssage damit in Einklang zu bringen suchen, was unter anderem dadurch erreicht werden soll, daß sie Uebersetzungsfehler in der Bibel zugestehen! „Es müssen nicht gerade Tage gewesen sein, man kann auch Perioden von Jahrtausenden darunter verstehen!“ Eine Sache, die bereits zu solchen verzweifelnden Kniffen schreiten muß, kann sich unmöglich mehr lange erhalten; die Naturwissenschaft treibt sie mehr und mehr in die Enge, bis ihr zuletzt der Athem ausgeht.

Genug: daß das Alter der Erde nach Millionen von Jahren zählt, sieht nach den Erforschungen der verschiedenen Schichten ihrer Oberfläche fest. Ferner ist konstatiert, daß die Erde einstmals aus einer glutflüssigen Masse bestand, die sich außerhalb nur ganz allmählig abkühlte, während sie im Erdinnern auch heute noch im feurigen Flusse sich befindet, wie man beim Eindringen in die Erdkruste an der zunehmenden Wärme beobachten kann, und wie aus den Hebungen und Senkungen des Bodens, den Erdbeben und Vulkan-Ausbrüchen, den heißen Quellen u. s. w. ersichtlich ist. So lange nun dieses Gluth-Zeitalter andauerte, konnten selbstverständlich keine Pflanzen oder Thiere existiren; für das Entstehen derselben war die Möglichkeit erst dann gegeben, als der Abkühlungsprozeß bis zu einem gewissen Grade vorgeschritten war. Mindestens mußte das Wasser, das natürlich, so lange eine Gluthhize ringsum herrschte, nur in Dampfgehalt existirt haben konnte, tropfbar-flüssig geworden sein und sich rings um den Erdball angelegt haben. Die Scheidung zwischen Wasser und Land dürfte sicherlich nur sehr langsam und sozusagen zufällig sich vollzogen haben. Die Erdkruste muß gelegentlich der allmählichen Abkühlung Risse bekommen haben, die sich natürlicher Weise sofort mit Wasser anfüllten und eine strömende Bewegung hervorriefen; außerdem peitschte das Verhältniß, in welchem Sonne und Mond zu einander stehen, die Gewässer beständig hin und her — Ebbe und Fluth! —; es war demnach vielfach Gelegenheit zu Anschwemmungen gegeben. Nur auf diese Weise kann man sich die Entstehung des Festlandes denken. Uebrigens ist auch gegenwärtig immer noch das Wasser diejenige Macht, welche raslos am Lande herumforrt; hier schwemmt es an, dort spült es ab; einzelne Küstenländereien sinken immer tiefer ins Meer hinab, während andere sich immer weiter ausdehnen; ebenso verschwinden ganze Inseln und andere werden zusammengeschwemmt.

Nach solcher Voraussetzung muß man annehmen, daß die ersten Organismen nur Wasser-Thiere und -Pflanzen sein konnten. Man schließt damit auch keineswegs ins Blaue hinein, sondern kann sich dabei getrost auf die ausgegrabenen Versteinerungen stützen. An allen Punkten der Erde, wo bis jetzt nach fossilen Pflanzen und Thieren gegraben wurde, fand man in den tiefsten Schichten — soweit überhaupt Reste organischen Lebens angetroffen wurden — lediglich Wasserpflanzen (Algen, Tange) und Wasserthiere (Fische, Muscheln u. s. w.) Wenn demnach feststeht, daß sich im Laufe der Zeit aus den Wasserorganismen die pflanzlichen und thierischen Wesen des nochmaligen Festlandes allmählig entwickeln mußten, so liegt es wohl auf der Hand, daß jene Versteinerungen auch nur solche Thiere und Pflanzen zeigen, die bereits einen langwierigen Entwicklungsprozeß



durchgemacht hatten. Denn um seine Gestalt mehr oder weniger in dem allmählig hart werdenden Schlamm abzubringen, mußten die einzelnen Theile der organischen Körper schon eine gewisse Festigkeit verlangt haben, welche Angesichts der Entwicklungstheorie nur als nach und nach erworben angesehen werden kann. Wenn daher die Schaufel des Forschers schließlich auf Schichten stößt, wo die letzten Organismen gefunden werden, und wenn dieselben schon einen verhältnißmäßig komplizierten Bau aufweisen, so ist man nicht berechtigt, darin die Stamm-Thiere und Stamm-Pflanzen zu erblicken, vielmehr muß man von diesen aus auf weit unvollkommenere Organismen zurückschließen, von denen einfach deshalb nichts erhalten bleiben konnte, weil sie naturgemäß nur eine geringe Festigkeit in ihren Körperteilen besaßen haben können. Allein wir sind gleichwohl nicht ohne Fingerzeige, welche auf die mutmaßliche Beschaffenheit der frühesten organischen Körper hindeuten. Wie früher bereits bemerkt wurde, beginnt das thierische Leben auch heute noch in einer ganz einfachen Gestalt, mit dem Ei, das seiner Form wie seiner inneren Beschaffenheit nach sich als Zelle charakterisiert, womit auch jede Pflanze ihren Lebenslauf beginnt, während andererseits jeder vollentwickelte organische Körper aus einer Summe von Zellen besteht. Dies ist schon eine sehr wichtige Thatsache; wichtiger jedoch ist der Umstand, daß gegenwärtig noch Thiere leben, die noch unvollkommener als einfache Zellen oder Eichen ins Dasein treten, sich in mehrere Kügelchen verwandeln, diese einzeln abstoßen, hiermit sich fortpflanzen und sodann absterben. Es sind dies die Moneren, welche trotz ihrer Kleinheit — sie sind nicht größer als ein Stednadelknopf — großartige Beweismittel für die Naturforschung bilden. Es ist gerade, als ob diese harmlosen Wesen nur deshalb

auf einer so niedrigen Stufe stehen geblieben wären, um uns einen Begriff über das Wesen der Urthiere beizubringen.

So einfach man sich jedoch die ersten Organismen denkt, welche vor Hunderten von Millionen Jahren ins Dasein getreten waren, wird ihre Herkunft immerhin gewöhnlich unerörtert gelassen. Die Trennung der Geschlechter in späterer Zeit und die anfängliche allgemeine Zwitterhaftigkeit, ja die Vermehrung durch einfache Knospung oder Theilung geben Viele gerne zu, allein bei dem Auftreten der Urorganismen selbst wollen manche sonst radikalsten Naturforscher stehen bleiben; aber hiezu ist nicht nur keine absolute Nothwendigkeit vorhanden, sondern es birgt sogar ein solches Haltmachen vor einem dunklen Punkte die Gefahr in sich, daß häufig zu einem Deus ex machina, zu einem Macher, einem Schöpfer Zuflucht genommen wird, so daß im Grunde genommen für den alten Aberglauben eine neue Bahn sich öffnet. Es gibt indeß Dinge, die, so unerklärlich sie scheinbar sein mögen, sich bei einigem Scharfsinn immerhin begreifen lassen, zumal wenn es nur eine einzige Möglichkeit gibt, sie auf natürlichem Wege zu erklären, und wenn aus unzähligen anderen Gründen jede übernatürliche Auskunft abgewiesen werden muß. In unserem Falle bleibt nur die Annahme der Urzeugung, die Entstehung der ersten Organismen aus unorganischer Materie.

Zwischen den Anhängern und den Gegnern dieser Theorie tobt noch immer ein heftiger Kampf, allein die Ersteren gewinnen zusehends an Boden. Die Chemie, bekanntlich eine Wissenschaft, welche sozusagen täglich neue Entdeckungen macht, vernichtet die Unbegreiflichkeiten der stofflichen Welt, gleichviel ob es sich um organische oder unorganische Dinge handelt, mehr und mehr.

(Schluß folgt.)

## Ein Märtyrer der Menschheit.

(Siehe das Bild Seite 480.)

Während der „blutigen Waiwoche“ — am 26. Mai 1871 — wurde zu Paris ein Mann ohne Urtheil erschossen, der trotz seiner Jugend — er war noch nicht dreißig Jahre alt — sich einen glänzenden Namen unter den Vorkämpfern der Revolution erworben, an der Commune-erhebung jedoch keinen Theil genommen hatte. Weshalb tödteten die Agenten der Ordnungspartei den Unschuldigen, der obendrein durch sein Mandat als Volksvertreter gedeckt war? Die Antwort lautet: Millière, der kühne Mitredakteur der Rochefort'schen „Marzeillaise“, hatte in diesem Blatt Herrn Jules Favre, dem gefeierten Helden der Ordnungspartei, dem frechtsten Verleumder der Sozialisten, den Schafspieß der Moralität abgerissen, und den Vertheidiger der „Familie“ des Ehebruchs, den Vertheidiger des „Eigentums“ der Erbschleicherei und der Fälschung überführt. Für dieses „Verbrehen“ mußte Millière sein Leben lassen. Die „Gesellschaft“ mußte gerettet werden.

Der Schrift „Leben und Thaten des Generals Jaroslas Dombrowski“ entnehmen wir nachstehenden Bericht über die Ermordung Millière's:

Vor dem Civiltribunal von Versailles spielte am 30. Juli (1873) ein Prozeß, der einer der schmerzhaftesten Episoden der „blutigen Waiwoche“ des Jahres 1871 entwandten ist. Die Wittve Millière's, der am 26. Mai, wie kaum zu bezweifeln, auf geheime Veranlassung des von ihm entlarvten Fälschers, Erbschleichers, Ehebrechers und Gesellschaftsretters Jules Favre ohne Urtheil summarisch erschossen ward, klagte auf Entschädigung gegen den Offizier, welcher den Mord hatte vollziehen lassen — den Bataillonschef (Kommandant) Garcin. Lassen wir den Anwalt der Wittve, Maillard, reden: „... Nach dem unheilvollen Krieg zum Volksvertreter erwählt, blieb Millière in Bordeaux, so lange die Nationalversammlung dort ihren Sitz hatte; und nach den Ereignissen des 18. März erfüllte er in Versailles ununterbrochen sein Deputirtenmandat bis zum 27. April, das heißt bis zu dem Tag, wo jede Kommunikation zwischen Paris und Versailles aufgehoben wurde. Was that Millière vom 27. April bis zum 26. Mai? Gleich einer großen Anzahl von Bürgern, die mit ihm in Paris eingeschlossen waren, dachte er nur darauf, Mittel und Wege zu finden, um Frankreich die Schrecknisse des Bürgerkriegs zu ersparen. Abgeordneter von Paris, glaubte er, daß sein Plaz unter seinen Wählern sei; aber auch nicht das leiseste Zeugniß hat ihm Theilnahme an der Insurrektion und an der Commune Schuld gegeben. Niemand hat gesagt, daß er mit der Commune etwas zu thun gehabt habe; Niemand hat ihn in den Reihen der föderirten Nationalgarde kämpfen sehen.

Trotzdem bemächtigten sich am 26. Mai, als fast ganz Paris, wie dies aus einer Depesche des Herrn Thiers, Präsidenten der Repu-

blit, an die Bevölkerung der Departements hervorgeht, in der Gewalt der regulären Armee war — trotzdem bemächtigten sich am 26. Mai Soldaten, welche Leo Meillet suchten, der Person Millière's, auf den sie zufällig stießen. Man hat behauptet, er sei mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, allein seine Wittve stellt dies auf's bestimmteste in Abrede, und ihre Erklärung kann durch Zeugen bekräftigt werden. Wie dem nun sei, Millière wird fortgeschafft und nach dem Luxembourg gebracht. Was dort geschah, lasse ich Herrn Garcin selbst erzählen, der vor der Untersuchungskommission über den Aufstand des 18. März wie folgt aussagte:

Millière wurde gegen 10 Uhr Vormittags in einem Haus, welches, glaube ich, das seinige war, verhaftet. Er hatte dem Sergeant und dem Korporal, welche ihn verhafteten, einen gewissen (!) Widerstand entgegengesetzt (opposé une certaine résistance); er hatte einen Revolver gezogen, und wurde von zwei sehr übermächtig erregten (très-surexcités) Personen weggeführt. Die Menge (der Ordnungsfreunde! Andere waren nicht da!) schäumte vor Wuth (était frémissante) und wollte ihn in Stücke zerreißen.

Millière wurde vorgeführt. Wir waren beim Frühstück mit dem General (es scheint Ciffey gewesen zu sein; genannt ist er nicht) in der Straße Tournon, neben dem Luxembourg. Wir hörten einen großen Lärm und eilten hinaus. Man sagte mir: „Das ist Millière!“ Ich machte darüber, daß die Menge nicht selber Justiz übe (!). Er trat nicht in das Luxembourg ein — er wurde an der Thür aufgehalten. „Sie sind doch Millière?“ „Ja, aber es wird Ihnen auch bekannt sein, daß ich Deputirter bin.“ „Das ist möglich, aber ich glaube, daß Sie Ihre Eigenschaft als Deputirter verloren haben; übrigens ist hier in unserer Gesellschaft ein Deputirter, Herr von Quinonias, der Sie erkennen wird.“

Ich sagte Millière, die Ordre des Generals laute dahin, daß er erschossen werde. Er antwortete mir: „Warum?“ Ich erwiderte ihm: „Ich kenne Sie nur dem Namen nach. Ich habe Artikel von Ihnen gelesen, die mich empört haben; Sie sind eine Wiper, die man mit dem Fuß zertreten muß. Sie verabscheuen die Gesellschaft.“ „Ja,“ unterbrach er mich mit einer bezeichnenden Miene (d'un air significatif), „ja, ich hasse diese Gesellschaft!“ „Wohlan, die Gesellschaft wird Sie aus ihrem Busen reißen — Sie werden gleich über die Klinge zu springen haben (vous allez être passé par les armes).“ „Das ist summarische Justiz, das ist Barbarei! Grausamkeit!“ „Und alle Grausamkeiten, die Sie begangen haben, ist das nichts? Doch genug: vom Augenblick an, wo Sie sagten, daß Sie Millière sind, ist nichts weiter zu thun!“

Der General hatte befohlen, daß Millière am Pantheon erschossen würde, und zwar auf den Knien, um der Gesellschaft das Schlimme, welches er ihr zugefügt, abzubitten. Ich sagte ihm: „So lautet der Befehl: Sie werden auf den Knien erschossen, und nicht anders!“ Er spielte ein wenig Komödie (!!);

\*) Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei: Preis 75 Pfennige (169 Seiten in drei Festschriften, mit Bild und Autograph — Handschrift — Dombrowski's).



er riß seinen Rock auf und zeigte dem zum Erschießen kommandirten Peloton die Brust. Ich sagte ihm: „Sie machen Theatereffekte (! vous faites de la mise-en-scène); Sie wollen, daß man erzähle, wie Sie gestorben sind; sterben Sie ruhig! Das ist besser.“ „Es steht mir frei, in meinem Interesse und in dem meiner Sache zu thun, was ich will.“ „Genug: knien Sie nieder!“ Darauf sagte er mir: „Ich werde nicht niederknien, wenn Sie mich nicht durch zwei Mann dazu zwingen.“ Ich ließ ihn auf die Knie werfen, und man schritt zur Exekution. Er rief: „Es lebe die Menschheit!“ Er wollte noch etwas rufen, als der Tod ihn traf.

„So hat Herr Garcin selbst diese Greuelscene geschildert. Also Millière ist mit Gewalt zum Niederknien gezwungen worden. Die Männer, welche zwei Schritte von diesem Palais, auf der Ebene von Satory niedergeschossen worden sind, waren durch regelrechten Spruch der Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt; allein n.e ist es einer der mit Vollstreckung der Urtheile betrauten Autoritäten eingefallen, diese Männer des Rechts zu berauben, aufrecht stehend zu sterben. Und Millière, gegen den kein Urtheil vorlag, hat die Schmach über sich ergehen lassen müssen, den Tod auf den Knien zu empfangen, damit er sich von der Gesellschaft Verzeihung für das Schlimme, das er ihr zugefügt, erlöse.“

„Wenn man uns wenigstens sagte, was denn eigentlich das ‚Schlimme‘ ist, welches Millière dieser Gesellschaft zugefügt haben soll, zu deren Heil man ihn geopfert hat! Er war weder Mitglied der Commune, noch Mitglied des Centralcomité's, noch Leiter oder Redakteur einer Zeitung. Sein großes Verbrechen\*) war, daß er in der Nationalversammlung nicht für ein Denkmal zu Ehren der Generale Thomas und Lecointe gestimmt und sich nicht den öffentlichen Gebeten für deren Seelenheil angeschlossen hatte.“

Ueber die Hinrichtung Millière's gibt Herr Maillard, nachdem er die Ungeleglichkeit derselben juristisch nachgewiesen, noch folgende Einzelheiten:

„Und diese summarische Hinrichtung fand statt in einem Moment, wo der Kampf fast in ganz Paris aufgehört hatte, zwei Tage nachdem Herr Thiers am 24. Mai von der Tribüne der Nationalversammlung jene denkwürdige Erklärung abgegeben, welche der Geschichte angehört: Das öffentliche Gewissen (!) muß unerbittlich sein; aber es muß dies sein gemäß den Gesetzen, mit den Gesetzen und durch die Gesetze.“

„Es ist ferner in Betracht zu ziehen, daß Millière seine Eigenschaft als Deputirter argerufen hatte, welche ihn unverletzlich machte, und daß Herr von Quinsonas, einer seiner Kollegen, welcher bei dem Restaurateur Joyot mit General Cissey und Herrn Garcin frühstückte, ihn im Augenblick, da er herbeigekommen wurde, vollständig erkannte und mit den Worten angeredet hatte: ‚Ah, Sie sind es, mein Kollege; Sie befinden sich in einer schlimmen Lage!‘ Das ‚Paris-Journal‘ meldete, er habe hinzugefügt: ‚Es bleibt Ihnen nichts mehr übrig, als einen Priester rufen zu lassen.‘ Herr von Quinsonas hat dies aber für unrichtig erklärt, und versichert, er habe nur zu General Cissey gesagt, dieser möge doch einen Priester rufen lassen. In jedem Fall sind wir überzeugt, daß die Bemerkung des Herrn Dr. Quinsonas nur den Zweck hatte (??), die Erschießung hinauszuschieben und Zeit zur Rettung Millière's zu gewinnen.“

In die juristischen Ausführungen, die jetzt kommen, wollen wir Herrn Maillard nicht folgen. Der Angeklagte war weder persönlich erschienen, noch durch einen Verteidiger vertreten. M. Harel, Procurator der Republik, der die Kompetenz des Gerichts bestritt, produzirte aber nachstehendes Aktenstück:

\*) Der Anwalt der Frau Millière, ein blauer Republikaner, läßt Herrn Favre gestrichelt aus dem Spiel.

\*\*) Diese menschenfreundliche Voraussetzung ruht auf sehr schwachen Füßen: Herr von Quinsonas war eins der rabiatesten Mitglieder der Rechten, und die Gesellschaft, in der er sich in jenem Moment befand, charakterisirte ihn zur Genüge.

„Kriegsministerium. Generalstab. Kabinet des Ministers.“

Verailles, 26. Mai 1871.

Hauptmann Garcin, dem Generalstab (état-major) des 2. Armee-corps attachirt, hat während der zweiten Belagerung von Paris nur auf Grund von Befehlen gehandelt, welche er von seinen Vorgesetzten erhalten.

Er kann also in keiner Weise zu gerichtlicher Verantwortlichkeit gezogen werden hinsichtlich der Thatfachen, welche die Folge dieser Befehle gewesen sind. Die Verantwortlichkeit dafür ruht ausschließlich auf denen, welche diese Befehle gegeben haben; und insbesondere in der Angelegenheit Millière's hat er nur den empfangenen Weisungen gemäß gehandelt.

Der Kriegsminister General de Cissey.“

Natürlich wurde die Wittve Millière's abgewiesen!

**Aus der Vogelstube.** (Seite 481.) Die Liebhaberei für fremdländische Stubenvögel datirt erst seit wenigen Jahrzehnten. Man ging bei Einführung derselben von dem Grundsatz aus, unsere einheimischen Vögel möglichst zu schonen, und da man in der stillen Häuslichkeit sich gern an dem frischen Naturleben erfreuen wollte, so brachte man die exotischen Vögel an ihre Stelle. — Die Einrichtung der sogenannten Vogelstuben erfordert allerdings eine sachkundige Hand, und deshalb verweisen wir unsere Leser, die sich etwa dieser Liebhaberei hinzugeben beabsichtigen, namentlich auf die mit großer Sachkenntniß und Klarheit verfaßten einschlägigen Schriften von Dr. Karl Ruß.\* — Unter allen jetzt gehaltenen fremdländischen Stubenvögeln ist der Wellenfittich einer der beliebtesten. Er ist bereits bei uns vollständig eingebürgert und wird in dieser Beziehung in wenigen Jahren mit dem Kanarienvogel konkurriren können. Auf unserer Illustration sieht man oben rechts ein Pärchen. Ueber demselben sitzt ein Sperlingspapagei. Er, sowie die übrigen Zwergpapageien, wie die Inseparables und Grauköpfchen sind von den Liebhabern gern gesehene Gäste in den Vogelstuben. Sie gewähren auch vielfaches Vergnügen, da sie sich in der Gefangenschaft ohne große Schwierigkeit vermehren. Im Vordergrund unserer Abbildung sehen wir mehrere Zwergpapageien auf dem Boden der Vogelstube umherlaufen. — Nächst den Papageien sind die Prachtfinken am meisten beliebt. Einige Arten derselben, wie die Zebrafinken, Amarantfinken, Bandfinken und andere mehr, nisten sehr leicht in der Gefangenschaft. Am häufigsten sieht man jetzt bei den Züchtern die sogenannten japanesischen Mäuschen und weiße oder weißbunte Reiskögel. Beide Finkenarten sind ursprünglich von Japan und China aus zu uns gebracht worden. Sie haben sich aber durch die Kultur so verändert, daß sie den ursprünglichen Stammeltern gar nicht mehr gleichen und daß man sie als sogenannte Kulturarten bezeichnen muß. Von den Mäuschen hat man drei Rassen, reinweiße, braunbunte und graubunte. — Zählen wir den genannten Vogelarten noch einige Papageien hinzu, wie Singfittiche, Nymphen zc., so sind dies die hauptsächlichsten Arten, mit welchen sich die Vogelzucht beschäftigt. Der Liebhaberei dienen außer diesen noch viele andere fremdländische Vögel, die man bei Vogelausstellungen zu sehen Gelegenheit hat. Der Führer durch die zweite Ausstellung der „Aegintha“, Verein der Vogel Freunde in Berlin, vom 24. bis 27. November d. J., weist außer verschiedenen Papageien über zwanzig Prachtfinkenarten, drei Arten von Widafinken oder Wittwenvögeln, elf Weibervogelarten, zwölf Arten von eigentlichen Finken und deren nächsten Verwandten, Bälbüsk, Tangaren, Grassmücken, Drosseln, Staare, Glanzdrosseln, Krähenvögel, Tufane, Glockenvögel zc. nach.

S. St.

\*) „Handbuch für Vogel Liebhaber.“ II. Theil. — „Die fremdländischen Stubenvögel.“ Beide bei Kämpfer in Hannover erschienen. — „Die gefiederte Welt.“ Berlin, bei Louis Gerstel.

Als besonders geeignet zu Festgeschenken empfehlen wir:

„Die Neue Welt“, Erster Jahrgang, 1876, komplett.

Preis: ungebunden 5 Mark, in elegantem Einbände 7 Mark 50 Pf., franco.

Die Einbandedecken tragen in Golddruck das große Titelbild des Festumschlages, darstellend:

„Die Befreiung der Menschheit“.

Diese eleganten Einbandedecken sind à 1,20 Mark gegen baar oder Nachnahme (exklusive Porto) durch uns, sowie durch die Buchbinderei von H. Jansen, Leipzig, Universitätsstraße Nr. 16, zu beziehen. Bei Partiebezug entsprechender Rabatt. — Es empfiehlt sich bei Einzelbestellung Einbindung des Betrages in Briefmarken.

Leipzig, Mitte November 1876.

Die Expedition der „Neuen Welt“, Färberstraße 12. II.

Zur Beachtung! Wir beabsichtigen, dem vorletzten Hefte (Nr. 17) der „Neuen Welt“ eine

Extra-Annunzenbeilage

beizugeben und berechnen die dreispaltige Petitzeile oder deren Raum mit 50 Pf. — Bei der großen Auflage — 20,000 — der „Neuen Welt“ sehen wir zahlreichen Aufträgen entgegen und ersuchen Respektanten, uns ihre Inserate unter Beilegung des Betrages sofort einzusenden. — Eine Zeile faßt etwa acht Worte. —

Leipzig, im November 1876.

Die Genossenschaftsbuchdruckerei, Färberstraße 12/II.